

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1931

189 (18.8.1931) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Unterhaltung * Wissen * Kunst

Pariser Sommer 1931

Sommertage in Paris haben den Reiz, daß man um diese Zeit die Stadt am paritätischsten antrifft; dann, wenn an den warmen Abenden auf der Place du Centre oben an der Sacré Coeur jedes Mädchen befeht ist und das heitere Künstlervolk, den arbeitenden Bürger, selbst den Babbit oder Kastaquero ein gemeinames Band umschlingt, das Gefühl heiterer Lebensfreude, verleiht sich etwa nur noch mit Grinsina. Wenn der endlose, Körner und Geist aufweidende Landregen vorbei ist, höchstens noch dann und wann als Plakregen auftaucht, um ehrliche Leute zu schrecken und Taxist Hochkonjunktur zu geben, dann schiebt sich eine Wälderwanderung ins Bois, in Auteuil ist Hochbetrieb, und im Luxembourg und den spießigen Anlagen um den Eiffelturm schaukeln weiße und schwarze Sonnen ihre Pfleglinge um die Wette. Und in den Gassen um das Pantheon herum sind die Nächte so wunderbar blau, daß man in den Morgen hineinräumt über der Romantik Pariser Dächer die häßlichen Brandmauern vergißt, die ihr Leben lang auf Anschlag warten.

Ueberhaupt Pariser Architektur. Der Russe, dem das Thema neu ist, denkt nur an Glas und Eisen, der Deutsche idealisiert den Bau durch edel geschwungene Linien, der Franzose aber könnte wohl ohne seine paar Schnörkelchen nicht leben. Ob im Industriebau oder im neugebauten Wohnhaus mit verhängten Balkonbracketten und Markisen in leuchtend orange. Neue Sachlichkeit wird wohl in Frankreich stets Angelegenheit einzelner bleiben. Um sachlich zu werden, dazu ist der Stadtfranzose so romantisch und so konservativ. Ähnlich zur Wohnkultur, der eigentlich härtesten Kunst unserer Zeit, mißlingen im allgemeinen trotz le Corbusier. So bestrahlt der Pariser freudig die warmen Tage, wo er auf der Terrasse seines Kaffees wohnen und hinter seinem billigen Glace café-creme über die Welt diskutieren kann, die vor seiner Nase vorbeizieht. Denn diese Terrasse behält ihr Aussehen in alle Ewigkeit.

Und das muß so sein. Eben weil der Franzose konservativ ist. Was ihm neu scheint, genügt der mit Vorsicht. Auf den Champs Elysées ist ein neues Kaffee „Le Berry“, international in der Form, trotz traditioneller Korbflechteln und Sophanfalten. Der Normalpariser betritt es voller Angst vor Kaffee, der Ausländer stellt begeistert fest: „Ausländer und Kaffee wie bei uns zu Hause.“ Solche Kofale werden dich nie enttäuschen. Du schiffst dort je nach Aufmachung das gleiche wie in Berlin, Wien oder London. Aber wehe dir, gerätst du aus falscher Sparsamkeit oder aus Forschungsdrang in eines der ganz kleinen bescheidenen Stübchen, der treu gebachten Quartiere gewisser Gourmets. Dann blüht dir am Schluss eine Rechnung, davon dir die Augen übergehen.

Einen Großteil seines Einkommens nämlich gibt der Pariser immer noch für des Leibes Nahrung aus. Natürlich hat er sein System dabei. Da gibt es Restaurants — sie empfehlen sich von Mund zu Mund — mit 35 hors d'oeuvres. Dem Fremden, der das nicht weiß, denkt man nicht daran, sie aufzutischen, und er verläßt wütend über Preise und Quantität den ungasstlichen Laden. Der Kenner aber besteht auf seinem Schein, futtert sich gemächlich durch alle fünfundsiebzig durch und freut sich über den Dummskopf am Nebentisch. Wer diese Erfahrungen erst allmählich machen will, dem rate ich, zunächst einmal bei einem der vielen Giovanni oder Lorenzos ein Minestrone und Spagbetti bolognese zu essen oder im böhmischen Restaurant an der Madeleine Göttsch mit Knechtln und Kraut.

Treffpunkt französischer Eleganz waren sonst um diese Zeit die Rennen in St. Cloud oder Longchamp; heute sammelt die französische Vormachtstellung im Tennis den Pariser Chic auf den Tribünen der roten Plätze im Stade Roland-Garros. Grandios, wenn auf dem durch Daviscup-Endspiele geweihten Centre-court tausende von temperamentvollen Kennern — denn das Pariser Publikum versteht etwas vom weißen Sport — dem Ball mit den Blicken folgen und begeistert oder erregt das Urteil quittieren, das aus riesigem Lautsprecher durch den Raum drüllt.

Den Boulevard de Clichy entlang flutet eine brodelnde Masse. Alle Rassen, alle Farben sind vertreten. Eine Kolonialausstellung in Zivil. Neger mit Kots und tarierten Sojen und Negerinnen in langen Abendkleidern, dazwischen Teppichverkäufer mit Turban und echten Perlerbrüden aus Krimmitzschau. So wälzt sich vorbei am verfrachten Moulin Rouge, der jetzt ein Kino ist, am futuristischen Museum Dorado für die, die Männerchen aus Brotzügen



Boulevard de Clichy



Vor dem maurischen Café and der Ausstellung



Nitternacht am Montparnasse

fabrikieren, in eines der vielen Kaffees, Tanalofale — die Neger haben sogar ein eigenes — oder Nachtbarettis, wo man reichlich Durstheit oder Geist konsumiert, je nach Geschmack und Laune: Veranlagungsindustrie.

Den Fremden zieht es natürlich mehr nach dem historischen Montparnasse. Bis zum Fahrdrann stehen die Tische, unsäglich sind die Gäste um die warme Sommermitternacht im Café le Dome. Wer die Maier und ihre mehr oder minder wertvollen Kunstwerke sehen will, geht in die „Rotonde“ gegenüber. Nur drüben riskiert er eine Razzia.

Waffelfabrikant von tout Paris bleibt natürlich die Kolonialausstellung. Das Viehstind, verärrtelt und verpörrtelt, denn die Zahl der Wäse über all die kleinen Schwächen ist Legion. Da ist zuerst der schlaue Kaffee, der für alle „Attraktionen“ Ertragebrü drückt, und der schlaue Besucher, der sich um diese Wäse blickt. Da sind die Kaffees, „Bouffepouffe“ genannt, die jette flammenden Profetes und einer einseitigen Verfügung der katholischen Mission, weil diese die Verwendung von Menschen als Jagtiere in Asien verpörrt und in Paris bilden soll. Die Mauer des Angortempels, an die man sich angeblich nicht lehnen darf. Die Echtheit der „authentischen“ Eingeborenen und Tiere. Tragförmlich ist die Odyssee des Braten, der auf der Ausstellung ein gewisses Häuschen sucht, von denen auf dem Kaffeeplan nur drei vorhanden sind. Doch trotz seiner Bosheiten liebt der Pariser keine Exzitation, und ist froh darauf. Und mit Recht. Ausstellungen haben miteinander nur die Unfertigkeit bei der Eröffnung gemein, sonst aber repräsentieren sie den Geist eines Volkes. Der italienische Pavillon hat — von vorn — das Aussehen einer altrömischen Villa, das leider nur fursam abgebrannte Haus der Niederlande, auf Bali frisiert, war massiv und in seiner Architektur sowohl das lauterste von allen. Dafür glänzt der Franzose durch Epitrag. Mag der Angortempel am Tage noch so gisern aussehen, am Abend ist man doch überwältigt, wenn seine fünf Türme vom Scheinwerferlicht vergoldet sind und riesige Strahlen vom Mittelsturm durch den Nachthimmel brechen. Wohl ist die Farbenfreudigkeit unserer Leuchttürme feiner, doch das Grandiose der Kaffee- und der „Wäsebrüden“ zeigt eine Schule von Fahrdrann.

Somit gibt es das echte und imitierte, verärrliche und unverärrliche, wertvolle und wertlose Kult- und Gebrauchsgegenstände und viele Gemäde, unter denen eigentlich nur die Negebildnisse von Alexander Jatonoff im Citroen-Riost Beachtung verdienen. Die sind aber schon hervorragend. Man wandelt unter Balmen-Tropfenbelmen, für diesen Zweck wandelt man durch jeden Pariser Hutladen und durch Basare, bestaunt Neger- und Bauhäuse und laßt Kolonial- und Andenken von braunhäutigen Fremden. Das viele unter ihren weißen Tüchern Pullover tragen, darf nicht börrn. Das tun sie heute auch in der Heimat. Und sie haben genau so das Recht dazu, wie das kleine Negermädchen in Paris, das in langem Kommissariatskleid mit der Kerse zur Kirche geht. Braune ausgetrocknete Erzeugnisse ihrer Heimat. So monatlich Kultur und Zivilisation zu unbrüderlicher Masse, und wenn man bedenkt, daß an einem Tage die Zahl der Besucher die 350 Tausend übersteigt, erkennt man die Wirkung dessen, was Frankreich mit dieser Ausstellung bezweckt. Mentel, Mannheim.

De Bimmelbahn

Von Gene Poist.

Lakt ä Deh-Zug sein' Eian, Ich lob' mir 'ne Bimmelbahn, Die gemietlich, ohne Hasten, Hin- und her, Waagenapfen.

Manchmal bleibste bishen steh'n, Und das find ich grade schein. Nach ä Weilchen frieblich-beiter Drollste schiltl-befaulich weiter.

Hatt mer noch besondres Gnid, Gesehe noch amal zurid, Nur dan steht mer Würsch un Dal Sodgerzeit ä sweetes Mal.

Sagt du den Honig gegessen, so trinke auch den Essig! Griechisches Sprichwort.

Der lust'ge Babbenheimer

Valentin Traudt

24 Nachdruck verboten

Erschienen im Wasser-Main-Verlag (J. Kämpfer, Kassel)

Ob die in der Mühle denn gar keine Ahnung hätten? Ob der Hund in jener Nacht nicht laut geworden sei?

Sie kümmerten sich nicht um die Jagd und der Hund würde manchmal laut, wenn ein Nachtwanderer auf der Straße vorübergehe oder eine Fischotter über dem Wehr, ein Warden durch die Sägemühle wuschle.

Als die Kommission der Mühle den Rücken gefehrt hatte, sah der Müller den Babbenheimer und der Babbenheimer den Müller lange fragen an. Nur einen Augenblick. Jeder ging dann stumm seiner Wege.

Der Landjäger kam noch einmal zurück. Ob der Nachtschuch nicht mit dem Knack auf Freitag in Kassel gewesen wäre? Nein. Er solle doch die Buttermänner aus der Gegend ausforschen, die oft Wild mit in die Stadt nähmen.

Schon längst geschahen sei das. Eins aber möchte er gerne noch wissen. Ob er nicht in letzter Zeit tragend einem Menschen eine Jagdbühle in Ordnung gebracht habe? Er verlesse doch etwas von Waffen?

Auch das war eine vergebliche Frage. Zum zweiten Mal enttäuscht, beehrte sich der Landjäger, über die Wiese zu kommen.

Da war kein roter Hof zu verdienen. Die beiden Männer aus der Mühle sahen ihm diesmal lange nach.

„Was sagst du zu der Geschichte?“ kam es nun doch über des Müllers Lippen.

„Wer den Hof überzweifelt hat? Das muß ein Gerissener sei.“ Er ließ seine Augen umgeben, während er mit verdrossener Stimme sprach.

„Wer den Schuch gehört hat, das war der Mondberger Schäfer. Dem sei Frau bringt auch Eier in die Stadt. He? Oder der Michaelsberger Schreiner? Na, das is auch Einer.“

Dem Müller schienen die Geschichte keine Ruhe zu lassen. Da war also einer in der Gegend, der ihm über war in Jagdbüß und diesmal auch im Jagdglück. Ueber den Emswinkler Eichenschlag hätte er sich zwar nie hinausgewagt, selbst nicht wegen des Prachtbodes; aber in der näheren Nachbarschaft war er doch der Erste.

Wer 'n hat, der hat 'n.“ Damit geht der Knecht an sein Gatter. Wom noch über eine Sache reden, die allmählich abgetan ist? Mit eifigen Sähen, die Ellbogen nach links und rechts stoßend, kam die Hausfrau nun auf ihren Mann los.

„Sobald wie möglich muß der Kerl aus 'm Haus. Erst das mit seiner Schimpferei auf 'n Versammlung und jetzt dem Forstmeister sein Bod weggenommen. Der Babbenheimer wird 'n schon haben. Das glaub nur. Un mir sein mit in der Bedulle. Ja, ja. Un die Zieherei mit den Weiber. So was merst d' natürlich net. Die Mühl' kommt ganz in Verruf. Un haue müßt d' wege dem Lumm.“

„Du schwäpst, wie d's verheißt. Wer kann 'm nachweise, daß er den Bod geknappst hat? Niemand.“

„Aber se glaube 's doch.“

„Möge se ja. Un das mit den Weiber, das geht die Weiber an.“

„Aber he is schuld dra.“

„Das is auch ei Standpunkt. Was he uns geschafft hat, das hast d' miterlebt. Un die Rehbödd', von dene er was weiß? Laß mer den Würsch in Ruh. D' tußt grad, als ob er dir im Weg wär.“

„Un die Bauerei?“

„Da is he auch net schuldig.“

„Sie ärgerte sich, daß ihr Mann so talkblütig blieb.“

„Sagt d' überhaupt was gehebe, was schlecht von 'm war?“

Eifernd entgegnete sie: „Gehebe? Gehebe? Genug hab ich gehebe.“

„Un das wär?“

„Naderig hat he gebad't, un naderig hat he in der Sonn gelege, un sei Scham hat he. Un ei Mensch, der sei Scham net hat, is so gut wie ei Heid. Verstande?“

„Brauchst io net hinsagude.“

„Net hingude? Wo das am belle lichte Tag gehebe is? Un gar am Sonntag, wo mer mal Zeit hat, überall in die Ede zu gucke?“

„Dah he io ei reinlicher Kerl is, hätt ich gar net gebad't.“

„Unler Mädche hätt 's auch sehe könne. Is das net ei Schleich-tigkeit?“

„Hin un her un her un hin, es ist mer net recht, dah he geht.“ Er wandte ihr den Rücken und wollte gehen.

„In der Nacht auf 'n Freitag mein ich is die Mühl' aber ei ganz zeitlang leer gelaufe.“

„Wann 's sei zwei Stund war? Un wann auch, he kann 's net gemewe sei. Außerdem wird der Mund gebalte. Versteht d' mich?“

„Tekt ging er wirklich.“

Ueberall, wo man sich über den Fall unterhieft, war man sich

darüber einig, daß entweder der Müller oder sein Knecht der Uebelthäter gewesen wäre. Die seien mit einer Raube erwachsen. Freilich war in der Mühle nichts gefunden worden; aber von dort wurde nicht einmal der Versuch gemacht, sich zu rechtfertigen. Wenn die Rede auf die freie Wildbühne kam, schwiegen sich die beiden wie auf Verabredung aus. Konnte man das nicht als Einzelhandlung auffassen, mehr noch, als Spott und Höhn über die Dummheit der Behörde?

Aber das blütenweiße Weizenmehl sog die Weiber immer wieder nach der Mühle hin, und nach weichen Boden war alles weggeßen. Nur der Oberförster ließ den Bezirk öfter durchstreifen. Weiber konnte er auch nicht tun.

Und den zwei Kerlen aus der Mühle gegenüber konnte man nicht einmal ein wenig anzüglich werden. Spott tat denen nicht weh. Und zu pöten gab es auch gar nichts. Bei erster Stichelei konnte es zu Hieben kommen. Nein, deswegen ist es besser, den Mund zu halten. Eigentlich waren sie ja alle, der mehr, der weniger, von demselben Holz geschnitten.

Die Sache war aus. Fertig, und nichts ist im Emswinkel ge-mehen.

Ein Kerle ist und bleibt der Babbenheimer.

Seit der Ufmenhofer wegen dem Mordbode im Wald einmahl schlafen und im Morgentau frohflappernd heimgekommen war, bufierte er viel.

„Ich tun 's ei wenig auf der Blause.“ entgegnete er leichtsinnig, sobald ihn ein Nachbar auf seinen Hüften, den man nicht verschleppen dürfe, aufmerksam machte. Bei sich dachte er wohl, der kann recht haben; aber er ließ sich nichts merken. Von dem dumpfen Drud, den er auf der Brust hatte, konnte glücklicherweise niemand etwas wissen. Seine Frau, die an den Hüften gewöhnt war, ging sorglos ihren Hofgeschäften nach. Er sah ja auch frisch aus, ging nach wie vor, wenn er mit seiner mächtigen Stimme gemewt hatte, durch alle Ställe und Wirtschaftsräume und äündete sich dann eine Zauberfeier mit dem geschnittenen Holzkopf und den Baum-melchen aus Eberzähnen an und behielt sie den ganzen Tag zwischen den Zähnen. Ehe er sich ins Bett schwang, tat er den letzten Zug. Dah dabei ein Hüften nicht so schnell vergeht, ist klar, dachte sie, aber er hat seinen Kopf am Kaffen. Immer noch ab er in aller Frühe seine zwei geschlagenen Teller durchgerührter Daters-furwe mit einem Brottrunken, rings um den Ebersöhnder herum und zwei Finger bild.

(Fortsetzung folgt.)